7. Jahrgang. No. 2.

Rheinische Geschichtsblätter.

Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Altertümer des Mittel- und Niederrheins.

Motto: „Mein Herz ist am Rhein."

Bonn. Jährlich 12 Nummern 4 Mk. [eine Nummer 50 Pfg.] 1903.

Inhaltsangabe: 1) J. Franck, Ein altes Lüftelberger Gedicht. 2) F. Hauptmann, Abergläubisches aus der Zeit der Hexenprozesse (Fortsetzung). 3) Schulrat Münch, Aus dem Kulturleben der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an der mittleren Erft. III. 4) Hermann Boll, Was ist von den starken Formen ‚du frägst, er frägt, ich frug, ich früge' zu halten? 5) H. H., Regesten über die Kirche von Heisterbach (Schluss). 6) F. W. Noll, Das fränkische Gräberfeld zu Elsdorf. 7) Kleine Mitteilungen. 8) Fragen. 9) Antworten.

Ein altes Lüftelberger Gedicht.

Von J. Franck.

Aus dem Archiv der Familie von Jordan veröffentliche ich in der ‚Westdeutschen Zeitschrift' Band XXI ein Fragment von 324 Versen eines Gedichtes, das, wie die Handschrift seit langem in Lüftelberg war, wahrscheinlich in Lüftelberg auch entstanden sein wird. Die Handschrift gehört dem 14. Jahrhundert an. Soweit das Gedicht erhalten ist, vereinigt es in kunstloser und sehr kurz gefasster Erzählung die Legenden vom Zauberer Merlin und der hl. Lüthilt.[1]) Wie die Verbindung zwischen den beiden gedacht ist, ist aus dem Zusammenhang nicht klar zu sehen; sie war aber jedenfalls nur ganz äusserlich. Ich fühle mich zu der Vermutung veranlasst, dass auch die Merlin-Erzählung für den Verfasser lokale Bedeutung gehabt habe. Es bliebe zu fragen, ob sich etwa für die Ortschaft Merl bei Meckenheim eine solche, auf den Anklang des Namens begründete Lokalisierung irgendwie wahrscheinlich machen liesse. Die Merlinsage stimmt vielfach mit der Version in der lat. ‚Vita Merlini', in Einzelheiten steht sie aber der Fassung in dem franz. Roman des

[1]) Im Gedicht *Lütholt*, geschrieben *Lutholt*, d. i. mundartliche Form für *Lüthilt* aus *Liuthild*. Durch falsche Verhochdeutschung sind die anderen Namensformen entstanden, so besonders *Lüfthilt*, das zu *Lüftel* gekürzt auch am Ortsnamen haften geblieben ist.

Robert de Boron näher. Die Quelle, die noch zu ermitteln ist, bezeichnet wahrscheinlich in der Entwicklung der Sage ein Mittelstadium zwischen den beiden genannten Versionen. Diesen gegenüber enthält unser Gedicht auch einiges ganz eigentümliche. Es berührt auch die Prophezeiungen Merlins. Bei der über Richard Löwenherz begegnet für den Ort Limoges die mir sonst nicht bekannte Namensform Limezheim. Eine andere Prophezeiung scheint auf eine Verwechslung des deutschen Kaisers Heinrich VI. mit seinem Vater Friedrich Barbarossa in der Sage zu weisen.

Die Legende der Lüthilt sagt leider nichts von ihrer Herkunft und Lebzeit. Sie spricht von ihrer Frömmigkeit, dem Tod der Mutter, dem Zwist mit der Stiefmutter, erzählt kurz die Geschichte, wie sich Brot, das sie den Armen bringen will, in ihrem Schosse zu Steinen und dann wieder in Brot verwandelt, wie sie wilde Gänse vom Acker in eine Scheune treibt, eine von ihnen, die gestohlen und verzehrt war, aus den Knochen wieder lebendig macht und die Gänse dann für immer vom Lande fern hält. Mit der Erzählung, wie ihr Vater mit einem reichen Flurnachbarn wegen der Grenze in Streit gerät brechen die Fragmente ab, die auch für die Geschichte dieser Legende von Interesse sind.

Ausführlicher habe ich über die Sprache des Stückes gehandelt, auch in der Absicht, das Interesse und Verständnis für diese Dinge ausserhalb der Fachkreise zu fördern. Wir können für die vielen und schwierigen Fragen, die hier noch der Erledigung harren, die Mitarbeit weiterer Kreise sehr wohl gebrauchen. Jeder, der bei der Benutzung alter Texte seine eigenen mundartlichen Kenntnisse zu Rate hält, kann uns durch wertvolle Beobachtungen über übereinstimmendes oder abweichendes wirksam unterstützen. Es kommt dabei oft auf anscheinende Kleinigkeiten sehr wesentlich an, und es handelt sich dabei nicht nur um die Sprachgeschichte, sondern auch um wertvolle Hilfsmittel für die Literatur- und die ganze Kulturgeschichte. Gerade für unser fränkisches Sprach- und Kulturgebiet ist noch sehr viel zu leisten. Wer Interesse an der Mundart hat, kann nicht nur seinerseits das Verständnis und die historische Beurteilung alter Texte fördern, sondern anderseits auch aus diesen Texten das Verständnis von mundartlichen Eigentümlichkeiten erschliessen.

Eine Reihe von Sprachformen unseres Gedichtes tragen ausgesprochen ripuarischen Charakter, z. B. *sōken, schōlt* ‚Schuld' (*ō* langes geschlossenes *o*), *wōlde* ‚wollte', *dǭchter* (*ǭ* langes offenes *o*), *sāde, gesāt, begānde* ‚begegnete', *hēs* ‚heiss' u. ä., *wē* ‚wie', *lēs* ‚liess' u. ä., *ōgen* ‚Augen' u. ä., *he hęt* jetzt *hętt* ‚er hat', *wanen* ‚wohnen', *schōn* ‚Schuhe'. Wir sehen, dass man damals im Partizipium von *jrösse* ‚grüssen' noch in unverschobener Form *jejrōt* sagte, während später *jejrōst* dafür eingetreten ist. Eine Untersuchung über die Form *sōte* ‚suchte' scheint dafür zu sprechen, dass die mundartliche Entwicklung der Wörter mit *cht* schon früh von ausserhalb der Mundart stehenden Sprachformen nicht unbeeinflusst geblieben ist. Bei den Vokalen ist der eigentliche Laut oft sehr schwer zu bestimmen. Wir bemerken einen Unterschied in der Schreibung von *hei* ‚er', womit wahrscheinlich dieselbe Form wie das heutige *hā* gemeint ist, und *de* ‚der'. Vorläufig weiss ich ihn nicht zu erklären, und es muss darum auch dahingestellt bleiben, ob er blos orthographisch oder lautlich zu fassen ist. Nachdrücklich weise ich auf eine Beobachtung der Pronominalformen überhaupt hin. Es bestehen da heute und früher eine Menge von Unterschieden auch zwischen nah benachbarten Dialekten. Wenn man einmal mit Sicherheit sie überschauen und das alte mit dem neuen verknüpfen kann, so können grade diese Formen für weitere Zwecke leicht die besten Dienste tun. Die eine ripuarische Mundart sagt für den Plural ‚sie' *sei*, was auf früheres *sī* weist, eine andere *sē* (mit geschlossenem langen *e*); das weist auf früheres *sie*. Daneben sind noch andere Formen möglich, denen in den Mundarten nachgespürt werden muss. Unser Text weist nur *si* auf, was jetzt *sei* oder *si* sein kann, und *sə* mit dem schwachen Vokal, was auch jetzt *sə* ist.

Wichtig ist es stets, zu beobachten, wie weit neben den mundartlichen Sprachformen fremde vorhanden sind. Die Sprachtypen, die als beeinflussend dabei in Betracht kommen können, sind mancherlei Art. Es kann die Sprache einer anderen Gesellschaftsschicht sein, oder das Vorbild eines bestimmten Dichters, eine Schreibschule, eine Kanzlei, eine Gemeinsprache, die sich für einen kleineren oder grösseren Bezirk herausgebildet hat, eine Dichtersprache, oder schliesslich

eine Schriftsprache in umfassenderem Sinne. Natürlich wird es nicht immer möglich sein, die Fäden, die auf diese Weise vielfach durcheinander laufen können, reinlich auseinander zu legen. Für unser Gedicht ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, dass solche Einflüsse verhältnismässig gering sind. Um so grösser ist natürlich sein Wert für die Geschichte der Mundart unserer näheren Umgebung. Und es ist nicht häufig, dass wir fürs 14. Jahrhundert mit einiger Sicherheit lokalisierbare Texte mit so stark ausgeprägter mundartlicher Form besitzen.

Auch über die Mundart hinaus bringen die paar hundert Verse einiges für die Sprachgeschichte interessante ans Tageslicht. Ich erwähne hier ein Zeitwort *quachen*, oder auch schon *quächen* zu sprechen, in der Bedeutung ‚sich schütteln beim lachen', das dem engl. *to quake* entspricht, ein Wort *vōfz* — möglicherweise auch etwa für *bōfz* verschrieben — das in der Prophezeiung über Kaiser Heinrich ein Tier zu bezeichnen scheint, und hinter dem ich einen Namen für den ‚Uhu' vermuten möchte. Es wäre auf ein entsprechendes mundartliches Wort zu fahnden. Auch hinter einem anderen Ausdruck schicke ich einen Steckbrief her: unser Text gebraucht in Fragen *wie sulch*, wörtlich ‚wie solch', entweder als verstärktes ‚wie?' oder wahrscheinlich das ganze so wie unser ‚welch?', z. B. *vragede, wie sulch sulde sīn ir dōt*. Ich kann den eigenartigen und vermutlich lokal sehr beschränkten Ausdruck weder aus älterer noch aus neuerer Zeit nachweisen, nur ein correlates *so selk* ‚solch' (wörtlich ‚so solch') aus der brabantisch-limburgischen Sprache des 13. Jahrhunderts.

Abergläubisches aus der Zeit der Hexenprozesse.

Kulturhistorische Plauderei von F. Hauptmann.

(Fortsetzung.)

Zwei weitere Scheiben in anderen Zimmern stammten von Verwandten. Zwischen zwei sich abgewandten Schlangen mit Kronen auf den Köpfen, mit Flossen und Fischschwänzen, die Hälse mit einem grossen Ring zusammengehalten, standen zwei Wappen, das linke mit einer Hausmarke wie ein

schrägliegendes Doppelkreuz, das rechte mit drei Rauten. Darunter las man:

D Conrad Metz
Euskirchius &
Anna Margaretha Dicks
ex Ober Drees . Conjuges
1773

Anna Margaretha Dick, die an Konrad Metz in Euskirchen verheiratet war, war die Nichte des Vikars.

Ihr ältester Bruder, Hilger Josef Dick, der Pfarrer im nahen Odendorf war, hatte die andere gestiftet. Darauf hatte er unter einer Krone in einem Oval zwischen zwei Palmzweigen die alte Hausmarke der Dick zwischen drei Kleeblättern einschleifen lassen. Auf dem alten 1677 errichteten Grabkreuze auf dem Kirchhofe von Odendorf, unter dem sein Ahnherr, der Karthäuserhalfen Konrad Dick, schlummert, tritt sie uns schon entgegen. Allein das Arrangement auf der Scheibe lehnt sich vielmehr an die Darstellung auf einem heute noch in Odendorf stehenden Wegkreuz an, auf welchem 1724 „Hilger Dick, Gutel Schmitz, Eheleuth' die Dicksche Hausmarke neben dem Wappenbild der Schmitz auch zwischen zwei Palmzweigen und unter einer Krone anbringen liessen. Die Inschrift auf der Scheibe besagt:

offert patrVo sVo
hILgerVs DICk
paroChVs In oDen
Dorff.

Noch eine fünfte Scheibe war vorhanden, ein Geschenk des Benefiziaten von Odendorf, Jakob Krautwig. Sie zeigt in reicher Barokcartouche ein abgekantetes Andreaskreuz und auf dem Schilde einen Helm mit offenem Flug; darunter das Chronikum:

pro Dono LargIter
posIto à IaCobo krVt
WIg benefICIato In oDen-
Dorff. ❀ ☙

also eine Gegengabe für ein reiches Geschenk.[1])

[1]) Die Scheiben sind jetzt im Besitz von Amtsgerichtsrat Robert Hauptmann in Mülheim am Rhein.

Ob ausser diesen früher noch weitere Scheiben vorhanden gewesen, kann ich nicht sagen. Fast möchte ich es vermuten; bei den vielen Beziehungen des Vikars ist nicht anzunehmen, dass die übrigen Fenster ohne solche Zeichen der Dankbarkeit geblieben sind. Denn gar viele waren ihm verpflichtet, vor allem seine Nichte Anna Gudula de Ridder und ihre Brüder Johann Baptist und Johann Josef, denen der Tod so früh die Eltern geraubt hatte. Bei ihnen hatte er nicht nur für Erziehung und Vermögensverwaltung gesorgt, sondern er kämpfte auch langwierige Prozesse für sie durch. Aber auch andere, Verwandten und Freunde [1]), hatten stets seiner Fürsorge sich zu erfreuen. Dies sah er als seinen Hauptlebenszweck an. Nach hohen Würden hatte sein Sinn nie gestanden; selbst Pfarrer hat er nicht werden wollen. Ihm genügte die Vikarie des Tombergs, die ihm gestattete, in seiner Heimat zu bleiben, in seinem behaglichen, von Weinlaub umrankten Hause, verehrt und geliebt von allen, die ihn kannten. Und so war er in Oberdrees geblieben all sein Lebtag, bis sein letztes Stündlein schlug und man ihn hinaustrug auf den stillen Friedhof und ihn zur letzten Ruhe bettete im Schatten der Kirche, in der er so oft das heilige Opfer am Altare dargebracht hatte. Das war im Jahre 1785.

Dann war anderes Leben eingezogen in die stille Vikarie. Des Vikars Nichte, Anna Gudula de Ridder, hatte sich am 10. Dezember 1755 mit Karl Josef Hauptmann, dem Sohne des Amtsverwalters Johann Heinrich Hauptmann aus Gelsdorf, vermählt, welch letzterer übrigens auch ein Oberdreeser Kind war, denn des Bräutigams Grossvater, Hermann Hauptmann, war in dem Orte Schultheiss gewesen. Das Ehepaar hatte zuerst dreissig Jahre lang in dem alten Lehnsgut Grevenhof [2]) gehaust, welches 1756 als ein ‚großes, altes gebaw' beschrieben wird, an dessen Instandsetzung an 1000 Taler anzulegen seien. Als nun nach des Vikars Tode das hübsche, luftige Haus desselben in der Erbschaft ihm zufiel, zögerte es nicht, dahin überzusiedeln,

[1]) Dass er auch den damals in Oberdrees vorgenommenen Glockenguss besorgt hat, darüber vergl. VI. Jahrgang Seite 149 dieser Zeitschrift.

[2]) Ueber seine Geschichte vergl. Rheinische Geschichtsblätter Jahrgang 3 Nr. 1.

und so kam es, dass das Familienarchiv vom Grevenhof dahin gebracht wurde. Im oberen Geschoss, im letzten Zimmer rechter Hand am Ende des Ganges fand es seine Stätte.

Es war ein Ort, der wohl einladen konnte, sich in die Vergangenheit zu versenken. Da lagen mit altertümlichen Schriftzügen und verschnörkelten Initialen auf steifes Pergament geschrieben die alten Lehnbriefe des Grevenhofs, die die Freiherren Quadt, die Herzoge von Jülich und später die Pfalzgrafen und Kurfürsten von der Pfalz ausgestellt hatten. An bunten Seidenschnüren oder an glatten Pergamentstreifen hingen grüne und rote Wachssiegel daran, bald in grossen Holzkapseln verwahrt, bald nach alter Weise mit Werg umwickelt. Da sah man die Lehnsregister, die Hofgerichtsprotokolle und das Weistum des Rodderhofs, der schon so lange zerstört war, dass niemand sich seiner mehr erinnerte.[1]) In Schweinsleder oder Pergament gebunden standen da Anschreibebücher und Manuale aus längst vergangenen Zeiten. In Kisten fand man alte Kauf- und Rentenbriefe, die teilweise bis ins Mittelalter zurückgingen, Prozessakten, wichtige oder interessante Briefe, und was alles des Aufhebens wert geschienen. Da konnte man nachlesen, wie der Vogt Schnehagen mit Jürg Neips um den Grevenhof stritt[2]), wie der Junker Bourlez d'Asserre das Weistum des Rodderhofs erneuerte, von dem Essen, welches den Lehnsleuten auf St. Kunibertstag gegeben werden musste, wo sie so viel essen und trinken durften, als sie wollten; nur mussten sie noch drei Schritte von der Schwelle gehen können, ohne sich ‚unzüchtig' zu betragen ‚mit fallen, kotzen, speyen und dergleichen'[3]). Da las man von dem alten Peter Streithoven, der Sekretär des Kurfürsten Max Heinrich von Köln gewesen, von seinem Sohn Hieronymus, der später Kanonikus von St. Kassius in Bonn geworden, von dem Vogte Philipp Müntgen zu Hülchrath, der 1660 des Sekretärs Streithoven Tochter geheiratet hatte. Da lag, auf einen grossen Bogen Büttenpapier gedruckt, an dem Kopf das im Plakatstil geschnittene französische Wappen, das Patent, welches 1735, als

[1]) Rhein. Geschichtsbl. Jahrgang 3 Seite 17.
[2]) Ebda. Seite 6 ff.
[3]) Ebda. Seite 20.

die Franzosen eingerückt waren, die Karthäuser ihrem Rentmeister Hilger Dick geschickt hatten, durch welches er ermächtigt wurde, das französische Wappen ‚Panonceaux et Bâtons Royaux' (Banner und Heroldsstäbe) an seinem Haus und Eigentum anzubringen zum Zeichen, dass es von aller Einquartierung und Requisition befreit sei; denn der König von Frankreich hatte in dem Patent befohlen ‚à tous Gouverneurs et nos Lieutenants generaux en nos Provinces et Armées, Marêchaux de Camp, Brigadiers, Mestres de Camp, Colonels, Capitaines, Chefs et Conducteurs de nos Gens de Guerre tant de Cheval que de Pied, François et Etrangers, et tous autres Officiers et Sujets, qu'il appartiendra' (allen Statthaltern und Generalleutnants in seinen Provinzen und Armeen, Feldmarschällen, Brigadiers, Generälen, Obersten, Hauptleuten, Kommandeuren und Leitern seines Kriegsvolks zu Pferde und zu Fuss, Franzosen und Ausländern, und allen anderen Offizieren und Unterthanen, die es angeht), dass er ‚voulant traiter favorablement les Peres Chartreux' (da er die Karthäuserpatres günstig behandeln wolle) verbiete ‚tres-expressement de loger ni soufrir que soit logé aucuns de ceux étans sous vos charges dans les Maisons, Terres et Dépendances d'icelles qui se trouveront appartenir ausdits Chartreux en quelques lieux qu'elles soient situées — et qu'il ne soit pris, enlevé et fourragé aucune chose dans l'enceinte des Monasteres desdits Chartreux et Fermes et Métairies en dépendantes, à peine aux Chefs et Officiers de désobéissance, et de répondre en leur propre et privé noms des torts et dommages soufferts, et aux Cavaliers, Dragons et Soldats de la vie' (ausdrücklich, dass niemand von denen, die ihren Befehlen unterständen, in den Häusern, Ländereien und Zubehör untergebracht werden sollten, welche besagten Karthäusern zugehörten, wo sie auch gelegen seien — und dass aus dem Bereich der Klöster genannter Karthäuser und der ihnen zustehenden Pachthöfe und Scheunen nichts genommen, fortgeholt und fouragiert werden solle bei Strafe des Ungehorsams und der Entschädigung aus eigenen Privatmitteln für Chefs und Offiziere und bei Todesstrafe für Reiter, Dragoner und Soldaten), denn er habe die Karthäuser und das Ihrige in seine ‚Protection et Sauvegarde speciale' (besondern Schutz) genommen und wolle, dass sie ‚soient exempts et déchargés de toutes contribution et Soldes de nos Gens de

Guerre tant François qu' Etrangers' (ausgenommen und ledig sein aller Schatzung seines französischen und ausländischen Kriegsvolks). Und wer dem entgegen handele, den sollten die ‚Prévôts des Marêchaux et autres Officiers de Robe-Courte' (Profossen der Marschälle und andere Gerichtsbeamte) sofort ergreifen ‚et d'en faire une si severe punition qu'elle puisse servir d'exemple aux autres' (sie so schwer strafen, dass sie den anderen zum Exempel dienen könnten). Das Patent hatte damals gute Dienste geleistet in den wilden Zeiten, und wer es in die Hand nahm, erinnerte sich der Erzählungen der Altvordern von den Vexationen und Belästigungen, den Schädigungen an Leib und Vermögen, denen die anderen ausgesetzt waren, während die Schützlinge der Karthäuser davon verschont geblieben waren. ‚Car tel est nôtre Plaisir' hatte der König am Schlusse des Original-Sauve-Gardebriefes geschrieben.

Und so lag noch manches Aktenstück da, gedruckt und geschrieben, Testamente und Heilingsbriefe (Ehekontrakte), Erbteilungsakten und Rentenregister, Bücher und Pergamente, Kaufakten und Bruderschaftsdiplome, Briefe und Prozessschriften und was die alte Zeit sonst an Skripturen zuwege gebracht hatte.

Und in den Lehnsregistern und unter den Nachbarn der zu den Rodderlehen gehörigen Parzellen fand man so manchen Namen von Vorfahren deren, die noch in Oberdrees wohnten oder aus dem nahen Rheinbach oder den umliegenden Dörfern. Da war der alte Schultheiss Anton Schmitz, der 1742 im Alter von 88 Jahren gestorben war und Vater des Abtes Engelbert Schmitz von Heisterbach gewesen; da war von Merten Böffgen und Johann Irlenbusch berichtet, beide Lehnsleute des Rodderhofs, die 1673 bei der Erstürmung Rheinbachs durch die Holländer von den ‚Soldaten jammerlich ermordet' worden waren, von Heinrich Kastenholz, der den Hofgeschworenen den schuldigen Wein verweigerte und gar ‚die im feldt bewischte frächten angelegten Arrest violirt' hatte und von so manchem andern, an den Erinnerungen und Erzählungen sich knüpften. Den einen hatte man noch gekannt; von dem andern hatte der Vater oder der Grossvater oft erzählt, und so wurden alte Erinnerungen

wieder wach und das Andenken an die längst heimgegangenen lebte wieder auf.

So war das Archiv der richtige Ort, um zu träumen und die alte Zeit wieder in sich aufleben zu lassen, während da draussen der Wind in den Wipfeln der Obstbäume rauschte, die Hühner auf dem Hofe gackerten und aus der Tenne der taktmässige Schlag des Dreschflegels ertönte — ganz wie vor hundert und zweihundert Jahren und zu der Zeit, wo die lebten, von denen die vergilbten Papiere und Pergamente da erzählten.

Aber solcher Augenblicke der Einkehr in die Vergangenheit waren im ganzen doch nur wenige — meist, wenn eine Neubelehnung mit dem Grevenhof notwendig geworden, oder wenn das Hofgeding auf dem Rodderhof gehalten wurde, oder wenn ein Prozess veranlasste, alte Besitztitel herauszusuchen. Sonst lag das Archiv in stiller Ruhe. Die Spinne spann ihr Netz darüber hin und der Staub lagerte sich in dünnen, grauen Schichten darauf, langsam und leise, wie die Vergessenheit, die die Geschehnisse, von denen die alten Skripturen erzählen, aus dem Gedächtnisse der Lebenden hatte entschwinden lassen.

Und da draussen ging die Weltgeschichte ihren ehernen Gang weiter. Der alte kölnische Kurstaat brach zusammen und das fast tausendjährige Deutsche Reich fiel in Trümmer. Die französische Herrschaft kam — und verschwand wieder, um der preussischen Platz zu machen, aber das Archiv schlief seinen Schlaf weiter — ungestörter noch als früher; denn die Lehnshöfe in Düsseldorf und Flamersheim waren aufgehoben, die alten Lehnsbriefe brauchten nicht mehr bei Neubeleihungen produziert und das Weistum des Rodderhofs nicht mehr verlesen zu werden. Nur dann und wann wurden neue Urkunden darin deponiert, Erbschaftsteilungen, Hypothekenbriefe, wichtige Korrespondenzen und ähnliches. Aber die Stimmen, die aus den Räumen da draussen ins Archiv hineindrangen, wurden mählig leiser; der Gang derer, die zuweilen einmal hineintraten, war müder geworden; es war keine junge Hausfrau in den alten Bau eingezogen, und wenn einmal Kinderstimmen darin ertönten, dann waren es die des Nachwuchses derer, die nach auswärts verzogen waren. Und als 1842 wieder einmal die ernsten Töne des De profundis von unten heraufklangen und der Duft des Weihrauchs durch die Ritzen der

Türen in alle Räume des Hauses drang, da war die letzte der Hauptmann [1]), die in Oberdrees ihr Heim gehabt, zu ihren Vätern versammelt worden.

Das brachte das Archiv wieder auf die Wanderschaft. Der Ursprung des Hauses war bei seinen Bewohnern unvergessen geblieben. Und wie es von einem Vikar des Tombergs einst errichtet worden, so war immer die Idee wach geblieben, dass es ein schöner Gedanke sei, es auf immer mit der alten Vikarie des Tombergs zu verbinden. Der Vikar vom Tomberg war einst der Burgkaplan auf der hochragenden Veste gewesen, von der die Herren von Tomberg das weite Land überschauten, das sie beherrschten. Als die Burg in Trümmer sank, hatte man die Vikarie (ursprünglich wohl provisorisch, um sie beim Wiederaufbau der Burg dahin zurückzuverlegen) auf einen Altar in Oberdrees transferiert. Da wohnte seitdem der Vikar vom Tomberg und bezog sein Einkommen von 20 Malter Roggen und 20 Malter Hafer, dann den Ertrag von verschiedenen Ländereien in Oberdrees, sowie 5 Malter Roggen und 5 Malter Hafer und den Ertrag von 24 Morgen Land in Ersdorf.[2]) Das Provisorium dauerte lange und immer länger, und schliesslich war ein Definitivum daraus geworden, sodass der Vikar vom Tomberg nun zu der ständigen Geistlichkeit von Oberdrees gehörte. Seine Verpflichtungen waren geringe — nur einmal wöchentlich brauchte er zu zelebrieren. So war es zwar kein unangenehmes Benefizium, aber eines fehlte doch — der Vikar hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Und da mag oft der Gedanke bei den Inhabern der Stelle aufgestiegen sein, wie erwünscht es doch wäre, da nun doch einmal die Vikarie definitiv in Oberdrees stabilirt erscheine, wenn sie dann doch auch ein eigenes Heim in dem Orte hätten.

Diese Idee mag, wie gesagt, oft besprochen worden sein und wurde bei den Erben des Vikar Dick fast wie ein Vermächtnis gepflegt. Und als die letzte Hauptmann in Oberdrees gestorben war, da versprach eine der Schwestern der Ver-

[1]) Anna Katharina Hauptmann, geb. 14. April 1766, gest. 8. November 1842 unvermählt.

[2]) Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 25, 177.

storbenen [1]), 200 Taler aus ihrem Anteil an der Erbschaft der Gemeinde zu geben, wenn diese das Haus ankaufe und zur Vikarie einrichte. Das geschah denn auch. Allein der Wunsch der Stifterin ging doch nicht in Erfüllung. Freilich zog der Vikar in die bequeme, nahe bei der Kirche gelegene Behausung, und dreissig Jahre lang ging es auch ganz entsprechend den Wünschen der Stifterin. Dann aber kam der Kulturkampf und mit ihm der Priestermangel. Jakob Schmitz, der am 24. Februar 1874 starb, war der letzte Vikar. Dann stand das Haus lange Jahre leer; später wurde es vermietet, und da bei den ländlichen Verhältnissen die Mieten niedrig sind und oft die Kosten der Reparaturen nicht decken, so ward es schliesslich auf den Abbruch verkauft und im Frühjahr 1896 niedergelegt. So verschwand das alte Heim des Vikars Dick.

Doch das nur nebenbei.

Das Archiv hatte 1842 das Haus verlassen müssen. In grossen, eisenbeschlagenen Eichenkisten verpackt wurde es zum jüngsten Bruder [2]) der Verstorbenen gebracht, der als Königl. Rentmeister im unweit gelegenen Cuchenheim lebte. Da ruhte es wieder zwanzig Jahre, wenig beachtet und selten geöffnet, bis es nach dessen Tode mit seinem Sohne nach Münstereifel wanderte, wo ich es, wie eingangs bemerkt, auf dem Speicher in ziemlich verwahrlostem Zustande auffand. In Abwesenheit des Besitzers — das Haus war lange Jahre vermietet gewesen — waren die Kisten erbrochen und durchwühlt worden; verschiedene Urkunden waren verschwunden, anderes durch Nässe und Mäusefrass beschädigt. Aber der Hauptsache nach war es doch noch vorhanden, wenn auch empfindliche Lücken entstanden waren.

Dies über die Herkunft des Büchleins. Weiter rückwärts, über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus, kann ich seine Spur nicht verfolgen. Das Hauptmannsche Familienarchiv setzt sich aus zu vielen Teilen zusammen. Ist es durch Erbgang ins Archiv gekommen, so würden ausser den Hauptmann die Schnehagen und die Schönau, auch wohl die

[1]) Maria Agatha Hauptmann, geb. 26. Oktober 1756, gest. 28. Januar 1850 unvermählt in Cuchenheim bei ihrem Bruder Wilhelm Heinrich.

[2]) Heinrich Hauptmann, geb. 1775 zu Oberdrees, gest. 1862 zu Cuchenheim.

Römbgen und Ferber in Münstereifel in Betracht kommen, weiter die Streithoven und Menrath in Bonn, die Krupp und die Wingens aus der Gegend von Rheinbach und noch manche andere. Eine Bemerkung, die einen Fingerzeig in dieser Beziehung geben könnte, findet sich in dem Büchlein nicht vor, wenn man nicht etwa aus dem Umstande, dass Vogt Bernhard Schnehagen, wie oben bemerkt, 1629 bei den Hexenprozessen in Flamersheim auftritt, den Schluss ziehen will, es möchte damals das Büchlein bei irgend jemandem konfisziert und so in seinen Besitz gekommen sein. Aber diese Vermutung ist doch eine recht vage, und auch der Umstand, dass Barbara in der Ritschgassen von Kirchheim in den Flamersheimer Prozessen eine ähnliche Beschwörungsformel mitteilt, wie die, die das Büchlein enthält, dürfte noch keine genügende Unterlage für diese Annahme sein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kulturleben der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an der mittleren Erft.

Von **Schulrat Münch.**

III.

Namen für verwandtschaftliche Verhältnisse.

Die Namen für verwandtschaftliche Verhältnisse sind durchweg gemeindeutsch; besondere mundartliche Benennungen kommen daher auf diesem Gebiete kaum vor, wenn sie auch in der Form vom Hochdeutschen vielfach abweichen.

In würdiger Weise redete der Mann seine Ehehälfte mit dem Ehrentitel ‚Frau' an (ahd. *frouwa* mhd. *vrouwe* Herrin Gebieterin, die weibliche Form von *fro* Herr Gebieter, vergl. Frohnleichnam = Leichnam des Herrn, Frohndienst = Dienst für den Herrn); die Frau ihre Ehehälfte mit dem kräftigen ‚Mann' (urspr. Mensch, Person ohne Unterschied des Geschlechts, wie noch im Englischen; in der Regel vom 25. bis 30. Jahre an gebraucht, in der Ehe freilich von der Heirat an). Kamen die Kinderchen, dann verkehrte sich die Anrede in *fādər, mōdər* oder in der Verkürzung *fār, mōr*, damit die Kinder, die eine gewisse Reife brauchen, um verwandtschaftliche Verhältnisse zu erfassen, nicht auch den Vater mit Mann und

die Mutter mit Frau anredeten. Aus demselben Grunde wurden in der Regel die Vornamen bei der Anrede zwischen Mann und Frau vermieden, wenn auch einzelne sich nicht darum kümmerten und ruhig die Zeit abwarteten, wo die Kinder die erforderliche Einsicht hatten, um die Eltern mit gebührender Ehrfurcht anzureden. Die Kinder redeten die Eltern mit der niederdeutschen Form *fādər mōdər* an (*far mor* galt für ungebildet); nur in den besseren Familien brauchte man die mehr oberdeutschen Formen: Vatter Motter, stand also damit auf der Höhe der Jetztzeit, wo die Namen Vater und Mutter die sonst in der vornehmen Welt beliebten lateinischen Anreden *papa, mamma* verdrängen. Man kann dem Wechsel nur zustimmen, und wenn neulich in der Kölnischen Volkszeitung eine schriftstellernde Dame in allem Ernste das lateinische *mamma* gegenüber dem deutschen Mutter verteidigt und geglaubt hat, das eine habe so viel Würde wie das andere, so hat sie wahrscheinlich nicht gewusst, dass *mamma* an erster Stelle Brust und erst an zweiter Stelle Mutter heisst. Die Eltern verlangten von ihren Kindern viel eher Respekt als Zutraulichkeit, sie liessen sich deshalb auch nicht mit ‚du', sondern mit ‚ihr' anreden (die dritte Person Mehrzahl war als Höflichkeitsform ungebräuchlich). Dazu stimmte, dass die Eltern nur ihre kleinen Kinder liebkosten und vernünftigerweise von den etwas älteren Kindern auch keine Liebkosungen erwarteten. In der Regel redeten die Eltern ihre Kinder mit dem Vornamen an, seltener mit der Verkleinerung, damit sie den tändelnden Namen nicht behalten sollten. Sie brauchten auch wohl Zärtlichkeits-Ausdrücke wie: *lēf keŋk, lēvə hɐtsə štomp* (Herz, Stumpf), doch gewöhnlich nur bei ganz kleinen Kindern. Nur wenn die Eltern von ihren Kindern sprachen, hiess es: *meŋe zon* (Sohn), *meŋ dɔətər*; sprach aber einer aus der Familie im Namen der Familie, dann hiess es: *ōzə Jup* (unser Josef), *ōs Bélәkatrəŋ* (Sibylla Katharina). Einen Tadel ihrer Kinder konnten namentlich die Mütter schlecht ertragen; in der Regel hiess es: *dat dōnt meŋ keŋdər net; op meŋ keŋdər los ix nȳs* (nichts, aus der mhd. Nebenform *nütz*) *komə*. Es traf zu, was das Bauernsprichwort sagt: *jedərēns mēnt, zeŋ krɔn* (Krähe) *wɔr ən rénəlduf* (Ringeltaube).

Unter sich redeten sich die Geschwister mit dem Vornamen an und zwar in der Form, welche die Eltern brauchten.

Die Namen *brodər, šwɛstər* (*zøstər* mhd. *sister* war ganz veraltet und wurde nur als im Monschauerlande [Gegend von Montjoie] gebräuchlich angeführt) wurden von Kindern nur gehört, wenn sie von ihren Geschwistern redeten; für kleinere Kinder kamen wohl die Kosewörter *brodərmɛnxə* (Bruder, Mann) und *šwɛstərmɛdxə* (Schwester, Mädchen) vor. Dass immer eine mustergültige Geschwisterliebe herrschte, kann man nicht behaupten; es kam vor, dass die Schwestern von den derben Fäusten der Brüder zu leiden hatten. Auch an Schimpfwörtern zwischen den Geschlechtern fehlte es nicht. Nicht selten musste der Bruder aus dem Munde der Schwester hören: *bats fan ənəm joŋ* (*bats* hd. Batzen = Klumpen, patzig = plump, grob).

Die Namen Grossvater und Grossmutter waren nicht bekannt, auch die Verkürzung ‚Gross' nicht; man sagte *bɛstəfadər bɛstəfar, bɛstemodər bɛstəmo* und für letzteres auch kurz *bɛzs*. Die Namen waren zutreffend; denn die Grosseltern waren den Enkeln gut und hatten immer etwas zu spenden, wenigstens ein Butterbrot, einen Apfel, einige Nüsse oder Pflaumen oder sonstiges Obst, weshalb die Kinder sie gerne besuchten. In der Vordereifel und auch im Siebengebirge hatte der Grossvater den Ehrennamen *ət hiəxə* (Herrchen) und der Urgrossvater hiess gar *anəshiəxə* (Ahnherr). Die *štēfmodər* (Stiefmutter) erfreute sich nicht des besten Rufes; denn sie hatte den wenig schmeichelhaften Namen *štysmōdər štysmo* (*štysə* = stossen).

Die Grosseltern hatten die erste Anwartschaft auf Gevatterschaft; auf sie folgten *de ȳmə* (Oheime) und *mōnə* (Muhmen). Das französische Tante (lat. *amita* = des Vaters Schwester) war wenig im Gebrauch. War der Oheim zugleich der Pate, so hiess er *patȳm* (Pate, Oheim); war die Muhme zugleich *jət* (Gote, d. i. Taufpatin), so hiess sie *jodəmən. Patȳmə* und *jodəmōnə* waren nicht selten alte Junggesellen und alte Jungfern, zuweilen die richtigen Dorfonkel und Dorftanten, zu denen man bei mehrfachen Veranlassungen seine Zuflucht nahm. Das Taufkind war das *pɛtxə* oder *jətxə*; am Neujahrstage wurde es mit einem Weissbrot beschenkt, dass es kaum zu tragen vermochte, und Ostern erhielt es seine *poəšeiər* (*poəšə* mhd. *pasche* gr. lat. *pascha* = Osterfest).

Ein neugeborenes Kind hiess *panəštɛtsxə*, weil es nicht viel grösser war, als der Griff an einer Pfanne (Sterz mhd.

ahd. *sterz* ndl. *staart*). Dass der Storch die Kinder brachte, war nicht bekannt; man bestellte sie bei der *hɛvam* (heben, Amme), wo immer Vorrat war. Das erstgeborene war *ət bɛzə* (das Beste); das letzte Kind führte den köstlichen Namen *ət mōldejəšrɛpəls* (*möl* = Mulde, *šrabə* schrapen = kratzen scharren ndl. *schrabben* engl. *to scrape*), im Moseldialekt *moulšɛrxə* (Mulde, scharren). (Die Metapher ist aus dem Bäckergeschäft genommen, das früher jeder selbst besorgte.) Wenn die Hebamme am Ende ihrer Dienstleistung wegging, pflegte sie zu sagen: *ət wɔər nox net ət mōldəjəšrɛpəls*, und gab sich damit der Hoffnung hin, wieder zu kommen. Das Trinkgeld, das der Vater der Hebamme bei der Ueberreichung des Kindes gab, hiess *dɛ šišəpɛnnək* (mhd. *eischen* nhd. heischen = fordern, *pɛnək* = Pfennig, also was die Hebamme voraus zu fordern hatte). Wer am Thomastag (21. Dezember) am längsten schlief, war der *hōndərkagət* (*hōndər* = Hühner, *kagət* der jüngste Vogel aus einer Brut, *kak* = kahl nackt bes. von Vögeln).

Der Schwiegersohn hiess Edem = Eidam (mhd. *ê êwe* ahd. *êwa* Gesetz Ehe, vergl. engl. *son-in-law*). Die Schwiegertochter hiess *šnørəx* lat. *nurus*, älter-lat. *snurus* hd. Schnur (das *s* ist also stammhaft und hat sich wie im mhd. *snel* nhd. schnell zu sch verbreitert); der Schwager mhd. *swâger* hiess *šwɔzər*, die Schwägerin *šwijərš* (mit der frz. Endung *esse* wie in *comtesse*).

Der junge Mann nannte seine Geliebte: *mī mɛdxə*, *mī menš* (*e* eng), das Mädchen seinen Geliebten: *meŋə joŋ*, *meŋə menš* und in den unteren Kreisen: *meŋə kɛəl* (Kerl md. ndd. Form für mhd. *karl* ahd. *karal* Mann Ehemann Geliebter). Zur genauen Unterscheidung der Geschlechter dienten die Namen: *mansmenš* (Mann, Mensch) und *fromenš* (Frau, Mensch). Seine Liebe gab der junge Mann nicht immer in feiner Weise zu erkennen; er lief z. B. wie durch Zufall wider ein ahnungslos da stehendes Mädchen, indem er sagte: *wat štrīfs du dix ān mir?* Gewöhnlich gab er sich aber dadurch zu erkennen, dass er dem Mädchen zum 1. Mai einen ‚*mei*' (von mhd. *meie* Mai) d. i. einen schönen grünen Zweig steckte. Löste sich dem Mädchen *dɛ hozəbɛŋəl* (Strumpfband, mhd. *hose* = Strumpf, *bɛŋəl* = Bengel von binden), so sagte es, indem es ihn wieder band: *meŋə kɛəl dɛŋk ān mix*. War ein Sittenrichter in der Nähe, so bemerkte er: *īr østər* (pl. von Aas, mhd. ahd *âs* von

éssən, die Bedeutung des Wortes geht in *bonam et malam partem*), *beŋk se fastər.* Bei der Werbung wurde nicht erst vorsichtig ein Fühler ausgestreckt, wie der Apotheker in Goethes Hermann und Dorothea es schildert; die Sache wurde bei einer zufälligen Begegnung durch wenige Worte ins Reine gebracht. Sie: *Hanəs, wēstə* (weisst du) *ōx watə* (was du) *ens jəzāt hɛs?* Er: *wels du ət dan dōn?* Sie: *jō.* Er: *dan welə mir* (wir) *nōm* (nach dem) *pastur jōn.* Oder er: *Jrītxə, zələ mir tswei os net hīrodə?* Sie: *nē.* Er: *dat kastə* (kannst du) *mir əzu fȳr dɛ kop sazə?* Sie: *du bruxs mix jo ōx net ezu fyr dɛ kop tso frōzə.* In den unteren Volksschichten bestand für die Unterhaltung eines Liebesverhältnisses das gutdeutsche freien mhd. *vrîen* um eine Braut werben, in den höheren das hässliche frz. karessieren (*caresser* liebkosen u. s. w.) und in späterer Zeit das ebenso hässliche frz. pussieren (*pousser* vom lat. *pulsare* stossen, treiben, schieben). Der Unfug, nachts zu den Mädchen an die Fenster zu steigen (*op šnūt gōn* = freien gehen, *šnūt* = Schnauze, also so genannt aufgrund des Küssens), bestand noch. Er war im XVIII. Jahrhundert so stark, dass der Kurfürst Josef Klemens (1688—1723) ein strenges Verbot erliess, nachts an die Lehmlöcher zu gehen, weil daraus Eifersucht, Streitigkeiten, Schlägereien u. s. w. entständen. Gewöhnlich passte ein Nebenbuhler dem Besucher auf, um ihm die Leiter unter den Füssen wegzuziehen oder ihn *tsozéns* (zu, Sinn, der Handelnde nach seinem Sinne, nach seiner Lust) *āftsokamizələ* (durchzuprügeln, von frz. *camisole* Jacke, Unterjacke und dieses von lat. *camisia* Hemd). Der Freier ging deshalb nie unbewaffnet aus, er trug sein *šnūthōlts* bei sich, d. h. einen kräftigen Stock. Näheren Aufschluss über die Unsitte könnte das Volkslied geben: *Als Jan op šnūt wol jōn.* Kann jemand das Lied beschaffen oder angeben, wo es zu finden ist?

Erst am Tage der Hochzeit hiess die Geliebte *bruk* (Braut); beide zusammen waren *ət brukpār*; der Name Bräutigam bestand nicht, der Geliebte blieb *dɛ menš*, bis er ‚Mann' wurde. Die Hochzeitsgabe war in der Regel unbedeutend; die Alten pflegten zu sagen: *mə* (man) *dēt six net iətər* (eher) *ūs, bes mə šlofə jēt.*

Der älteste Sohn hiess *dɛ štam* (Stamm) und wurde in Familien, die vornehm sein wollten, wohl mit dem Familien-

namen benannt. Ein mutwilliger Junge war *'ne fənt fant* vom span. Infant = der königliche Erbprinz, dieses vom lat. *infans* ein Kind, das noch nicht sprechen kann.

Was ist von den starken Formen ‚du frägst, er frägt, ich frug, ich früge' zu halten?

Von **Hermann Boll** in Brühl.

A. Prolog.

Sprachgenius.

Die Formen, die du da geschrieben hast,
Sind mir aus tiefster Seele verhasst.
Es hat mir noch in meinem ganzen Leben
Nie was 'nen tiefern Stich ins Herz gegeben.

Sprachforscher.

O liebe Sprache, fürcht' sie nicht,
Sie kommen vor ein hochnotpeinliches Gericht.

Sprachgenius.

Ihr Anblick schon beweget mir das Blut;
Ich bin doch sonst den deutschen Formen gut.
Aber, wie ich mich sehne, das Richt'ge zu schauen,
Hab' ich vor diesen ein heimliches Grauen.

Sprachforscher.

Das Falsche, das entsteht,
Ist wert, dass es zu Grunde geht.

Sprachgenius.

Gesteh' ich's frei: Es tut mir für dich weh,
Dass ich dich hier in der Gesellschaft seh'.
Du könntest ja die allerbeste haben,
Um deinen Mut nach Herzenslust zu laben,
Und läufst im Ernste, ach,
Nun diesen Formen nach.

Sprachforscher.

Die Knittelverse sind nun mal mein Leben,
Es muss auch solche Reime, solche Rhythmen geben.

Sprachgenius.

So nimm zu Hilfe dann den Lügner dir und Fliegengott,
Das Böse weicht allein nicht deinem Spott.
Den Teufel musst du durch den Beelzebub vertreiben,
Und nicht darob die Finger lahm dir schreiben.

Sprachforscher.

Ich danke dir für diesen weisen Rat,
Er kommt vielleicht zwar diesmal etwas spat.
Doch weisst du es, ich liebe solche Sachen,
Die heikel sind; der Casus macht mich lachen.

Auf diese Weise könnte man mit freier Benutzung des Goetheschen ‚Faust' den Gegenstand noch weiter scherzhaft behandeln. Allein, wir wollen uns mit dem kurzen Prolog begnügen. Die Sache ist eben zu ernst. Sie verlangt, wie es ja auch in den Parlamenten Gepflogenheit ist, Darstellung durch die trockene und nüchterne Prosa, obgleich hier der Satz gilt: Difficile est, satiram non scribere, und der Humor macht sich, auch wenn er mit Gewalt zurückgedrängt wird, dennoch geltend.

Man kann die Forscher in Bezug auf unsere Frage füglich in drei Gruppen einteilen, 1. in Unparteiische, 2. in Freunde, Lobredner und Verteidiger und 3. in Gegner und Bekämpfer dieser Formen. Ich muss noch hinzufügen, dass die Auswahl der Belegstellen naturgemäss von dem mir zu Gebote stehenden Literaturmaterial abhing. Was nicht in meinem Bereich war, konnte ich nicht benutzen. Trotzdem hoffe ich, dass es mir in etwa gelungen ist, Schatten und Licht auf dem Gemälde gleichmässig zu verteilen, sodass auch der Laie in der Lage sein dürfte, sich von der Sache ein der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechendes Bild zu machen. Es ist nicht die eine Anschauung auf Kosten der anderen bevorzugt oder benachteiligt worden.

B. Die Unparteiischen.

Die unparteiischen Forscher nehmen nur von den tatsächlich vorhandenen Formen Notiz, ohne zu entscheiden, was richtig und falsch ist. Man kann also annehmen, dass sie die schwachen und starken Formen des Zeitwortes ‚fragen'

nebeneinander wollen gelten lassen, ohne diese vor jenen zu bevorzugen oder umgekehrt.

1. Büsch. Ueber den Eifeldialekt, Progr. Malmedy 1888 Seite 28: ‚Hochdeutsch: fragen, fragte; Nebenform: frug.'

2. Geistbeck. Elemente der wissenschaftlichen Grammatik, Leipzig 1882, Seite 75: ‚Einige Verba sind aus der schwachen in die starke Konjugation übergetreten. Ursprünglich schwach wurde z. B. abgewandelt: fragen.'

3. Heinsius. Teut oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesamten deutschen Sprachwissenschaft, Berlin 1825, Seite 249: ‚Noch jetzt haben wir einige Verba, die, ehemals ganz unregelmässig, jetzt noch nicht ganz regelmässig konjugiert werden, als: fragen (frug).'

4. Heyne. Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1890, I, Seite 962: ‚Fragen. Die Konjugation war bis ins 18. Jahrhundert stets schwach: du fragst, er fragt, ich fragte. Erst da dringen von Niederdeutschland her die starken Formen „du frägst, er frägt, ich frug" ein und verbreiten sich langsam auch zu mittel- und oberdeutschen Schriftstellern, doch so, dass die schwachen Formen daneben noch heute bestehen.'

Das hört sich so an, als ob der Verfasser — man verzeihe mir, dass ich den Artikel setze — der Ansicht huldige, dass diese durch jene verdrängt würden. Immerhin ist es möglich; denn oft genug kommt es in diesem Jammertale vor, dass das Gute durch das Böse verdrängt wird und das Laster über die Tugend triumphiert.

5. Kellner. Kurze deutsche Sprachlehre nach den bewährtesten Grundsätzen und Forschungen, Altenburg 1878, Seite 132: ‚Fragen, ich frage, du fragst und frägst, er fragt und frägt, ich fragte und frug, ich fragte und früge.'

6. Sanders. Handwörterbuch der deutschen Sprache, Leipzig 1888, Seite 247: ‚Fragen schwachformig, daneben Imperf. frug, früge; Präsens: frägst, frägt.'

— Kurzgefasstes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, Berlin 1875, Seite 74: ‚Fragen schwachformig, doch auch oft: frägst, frägt, frug, früge.'

— Lehrbuch der deutschen Sprache, Berlin 1880, Seite 120: 'Nicht wenige Verba sind aus der älteren starken Abwandlung in die schwache übergegangen. Selten sind ursprünglich schwachformige Verba zu ablautenden geworden. Dahin gehört

es z. B. auch, wenn man nach der Aehnlichkeit mit „tragen“ von dem schwachformigen „fragen“ (vergl. Part. Prät. stets „gefragt“, nie „gefragen“) statt fragst, fragt, fragte — auch vielfach in der Schriftsprache: frägst, frägt, frug verwendet.'

7. Schade. Paradigmen zur deutschen Grammatik, Halle 1873, Seite 97: ‚Nhd. frage, fragst, fragt; fragte; gefragt; frage, frägst, frägt, frug; frugen.'

8. Traut. Lehrbuch der deutschen Sprache, Halle 1878, Seite 66: ‚Die moderne Sprache zeigt das Bestreben, die starke Konjugation in die schwache übertreten zu lassen: frug, fragte.'

9. Verhandlungen der IV. Direktoren-Versammlung in der Rheinprovinz, Berlin 1890, Seite 27: ‚Bei „Fragen“ ist die starke Flexion so im Gebrauch, dass man bei diesem Verbum wohl besser die Doppelformen als Tatsache anerkennt, den Ablaut in „fragen, frug“ auch wohl schon darum, weil es das einzige Verbum ist, das dem zur schwachen, sog. regelmässigen Flexion hindrängenden Strome der Zeit entgegen starke Analogieformen zu bilden wagt.'

So die Worte des Referates; Korreferat und Protokoll schweigen über die Sache.

10. Weise. Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, Leipzig 1897, Seite 148: ‚Bei anderen Zeitwörtern streiten sich starke und schwache Formen noch um die Herrschaft, z. B. fragte: frug.'

C. Die Freunde.

Den lustigen Reigen eröffnet billigerweise ausserhalb der alphabetischen Ordnung ein Gelehrter, der sein Geschütz zum frischen Gefecht mit allerdings unschädlichem Witze ladet und viele wissenschaftlich gebildete Männer, die zum Teil hohe Stellungen bekleiden, lächerlich machen will. Doch lassen wir ihn zu unserer Erheiterung selbst zu Worte kommen.

1. Schrader. Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, Weimar 1894, Seite 36: ‚Man kann bedauern, dass die Form „brinnen“ uns abhanden gekommen ist. Dergleichen ist immer eine Verarmung der Sprache. Das bedenken diejenigen so wenig, die in unserer Zeit die schöne (sic?) Form „frug“ verwerfen und dafür die regelmässige „fragte“ empfehlen. Mag immerhin die Form nicht alt sein; sie ist schön (sic?) und bereichert unsere Sprache an Klang und Sinn. Wie schön

singen, sang, gesungen. Wie jämmerlich würde es klingen, wenn wir nach der Schablone jener vertrockneten Schulmeister, die alles regelmässig machen möchten, etwa sagen müssten: Die Singerin hat einen schönen Gesing gesingt, statt Sängerin, Gesang, gesungen. Letzteres — Vockeradt nennt dies mit Recht trockenes Deutsch — ist sprachliche Musik, ersteres ist noch unter Dudelsack.'

Die Worte dieser Humoreske wird niemand ernst nehmen. Schrader hatte, als er sie im Jahre 1894 zum zweiten Male drucken liess, bereits vor fünf mal sechs Lustren Abraham gesehen. Das hohe Alter entschuldigt ihn. So viel wissen wir nun: ich lobe, ich lobte, ich habe gelobt ist Dudelsackdeutsch und: ich sage, ich sug, ich habe gesagen ist der ‚reene Zucker'. ist der Klang in so vielen Zeitwörtern, die sich wandeln, wie Köstlich ist es immerhin, dass Schrader die Gegner des ‚frug', Geheimräte, Direktoren, Professoren, Oberlehrer in stattlicher Anzahl, lauter Fachmänner, in wenig schmeichelhafter Weise ‚vertrocknete Schulmeister' nennt. Mögen sich die Herren für das wenig schmeichelhafte Kompliment recht herzlich bedanken. Offenbar hat Schrader bei seiner einseitigen Lobpreisung der starken Formen vergessen, dass es auch eine schwache Konjugation gibt. Was endlich den musikalischen Wert des Klanges ‚frug' betrifft, so kommt es besonders auf das ‚u' an, und dieser nach der Tonhöhe i, e, a, o, u geordnete tiefste Klang bezeichnet, wie in allen Lehrbüchern der Tropen und Figuren zu lesen ist, das Dunkle, Dumpfe, Unheimliche, wie Blut, Glut, Wut, Kluft, Grund, Mut, Fluch, Lug und Trug. Das klassische Beispiel hierzu hat uns Goethe im Erlkönig geliefert:

Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.

Im ganzen lässt sich über die Schönheit eines Klanges, die ja nach einem bekannten Sprichwort Sache des Geschmacks ist, nicht streiten. Soviel steht aber fest, dass jeder Vogel seinen Gesang, und mag er für unser Ohr noch so hässlich und abstossend klingen, für schön hält. Da die Auffassung und rechte Würdigung des schönen Klanges ‚frug' subjektiver Natur ist, so dürfte es auch mir wohl gestattet sein, den Eindruck wiederzugeben, den der ‚schöne' Klang des Wortes zuerst auf mich gemacht hat. Einem eigentümlichen Walten

des Zufalls ist es zuzuschreiben, dass ich etwa bis zu meinem 25. Lebensjahre das Wort entweder gar nicht vernommen, oder doch überhört habe. Da fiel denn einst in Gesellschaft das ominöse Wort in mein Ohr, und es kam dazu noch von den Lippen einer zungenfertigen Dame. Mir war es jedesmal, als wenn mir ein Dolchstoss ins Herz gefahren wäre. Dass mein Auge die Form kannte, geht wohl aus der Tatsache hervor, dass ich als Jüngling für die Reisebilder und Lieder von H. Heine schwärmte, in denen man fast jeden Augenblick über ein ‚frug' stolpert. Aber die Wahrnehmungen durch das Auge und durch das Ohr sind von einander sehr verschieden. Endlich muss noch der Gesichtspunkt zurückgewiesen werden, als ob die ‚verknöcherten Schulmeister' bei ihrer hohen und edlen Aufgabe, das einheimische Sprachgut zu wahren, die Pflicht hätten, jedes sprachwidrige Gebilde, das irgend eine abenteuerliche Phantasie ausgebiert, zu schützen. Würde es doch dasselbe sein, als wenn man an die ‚verknöcherten Aerzte' das Ansinnen stellen wollte, alle Warzen im Gesichte der Menschen zu erhalten, während diese Schönheitsstörer doch überall, wo es möglich ist, abgeschnitten und ausgebrannt werden. Eine Warze ist doch auch nach denselben natürlichen Gesetzen gewachsen, wie das Gesicht, und sie verhält sich zum menschlichen Antlitz, wie ‚frug' zu ‚fragte'. Neben der historisch einzig richtigen Form ‚fragte' ist doch die falsche Nebenform in der Tat um so überflüssiger, als die starke Form zu der schwachen in Bezug auf den Inhalt der Bedeutung gar nichts hinzufügt. Daher ist der parallele Bimetallismus einfach unhaltbar.

2. Diesterweg. Praktischer Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache, Krefeld 1834, zweiter Teil, Seite 79: ‚Fragen, ich frug (fragte), gefragt.'

3. Götzinger. Deutsche Sprachlehre für Schulen, Frankfurt a. M. 1842, Seite 43: ‚In diese Ordnung gehört von „fragen" bloss die Vergangenheit „frug".'

4. Knabe. Wie pflegt das deutsche Volk seine Muttersprache?, Weinheim 1898, Seite 38: ‚Was der eine als eine neue Sprachform, als gleichberechtigt neben der alten, öfters gebrauchten Ausdrucksweise ansieht, das betrachtet der andere als ein greuliches, schmachvolles Sprachverbrechen, z. B. „frug" neben „fragte".'

5. Lyon. Die Ziele des deutschen Unterrichts in unserm Zeitalter. In der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Leipzig 1898, XII, Seite 20: ‚Schon Adelung, wie seitdem fast alle Sprachmeister, verdonnerte die Formen frägst, frägt, frug, worin ihm Grimm, freilich aus anderen Gründen, folgte. Die starken Nebenformen zu fragen haben sich in der Schriftsprache behauptet und eingebürgert. Die zahlreichen Schwankungen sind gerade das erfreulichste Zeichen eines gesunden und krättigen Sprachlebens. Es sind grammatische Kinderkrankheiten, wenn man solche Schwankungen bekämpft: wer über jene hinaus ist, lässt sie nicht nur ruhig bestehen, sondern hat seine herzliche Freude daran.'

Da wir Herrn Schulrat Professor Dr. Lyon wegen seiner grossartigen Verdienste um die Förderung der deutschen Sprache persönlich hochschätzen, so wollen wir ihm wegen seines Standpunktes keinerlei Vorwürfe machen. Doch geben wir ihm folgendes zu bedenken. Die Verbindung ‚Am Donnerstag, den 13. Februar' ist auch eingebürgert; denn Alldeutschland spricht und schreibt so. Soll man trotzdem die Hände in den Schoss legen und sich den schweren Fehler ruhig gefallen lassen? Mit nichten! Und so macht die deutsche Sprachwissenschaft energisch Front auch gegen diese Sprachwidrigkeit. Es verurteilen sie z. B.:

1. Wustmann. Allerhand Sprachdummheiten, Leipzig 1901, Seite 272;
2. Vockeradt, Praktischer Ratgeber. Paderborn 1899, Seite 13;
3. Die Zeitschrift für den allgemeinen deutschen Sprachverein, XIII. Jahrgang, 1898, Sp. 71;
4. Matthias. Deutsche Aufsatzsünden, Leipzig 1901. Seite 54.

Es ist nach diesen Stellen wohl anzunehmen, dass der gerügte Fehler weiter bekämpft werden wird. —

Die starken Formen verteidigt

6. Matthias. Vollständiges kurzgefasstes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung, Leipzig 1902, Seite 105: ‚Fragen, du fragst, auch frägst; er fragt, auch frägt; du fragtest, auch frugest; dass du fragtest, auch frügest.' —

Dass es auch sonst noch Männer der Wissenschaft gibt, welche die starken Formen in Schutz nehmen, wollen wir gern glauben; indessen standen uns andere Quellen nicht zu Gebote. — (Schluss folgt.)

Regesten über die Kirche von Heisterbach.

Von H. H.

(Schluss.)

3. Kapitelsaal. In der Regel lag derselbe östlich neben dem Kreuzgange; auch befand sich in demselben ein Altar. Der Kapitelsaal war meist gewölbt: über demselben befand sich vielfach das Dormitorium. An den Wänden des Kapitelsaales entlang liefen Bänke für die Mönche, die sich hier versammelten zu dem Zwecke, das geistliche Leben zu fördern. Hier hielt der Abt im Beisein des versammelten Konventes Ermahnungen an alle oder an Einzelne, wobei in der Regel einzelne Kapitel aus den Ordensstatuten verlesen wurden. Auch sonstige Beratungen der Abtei, Abtwahlen etc. wurden im Kapitelsaal abgehalten. In den alten Klöstern war der Kapitelsaal vielfach ein Prachtsaal und oft mit Malereien geschmückt. Der Verfasser der Mahlerischen Rheinreise vom Jahre 1784, Baron von Hüpsch, schreibt: ‚Ich muss gestehen, dass mir das Kapitelhaus zu Heisterbach sehr wohl gefallen hat. Dasselbe ruhet auf zwei runden Säulen; in der Mitte ist ein Thron für den Prälaten, rundum sind Bänke.'

4. Refektorium (Speisesaal), in der korrumpierten Form auch Remter genannt. Dasselbe lag an der dem Kreuzgange gegenüber liegenden Seite der Kirche. In der Mitte befand sich das Pult für den Lector. Grössere Klöster hatten ein Sommer- und ein Winter-Refektorium. Die Wände waren meistens durch Malereien belebt und durch Sprüche der hl. Schrift, die auf die Tugend der Mässigkeit hinwiesen, verziert. Dass auch Heisterbach zwei Refektorien besass, geht hervor aus der Mahlerischen Rheinreise vom Jahre 1784, welche schreibt: ‚Im Sommer-Refectorium, das im Winter zur Orangerie dienet, sieht man die Porträte aller Aebte, die dem Gotteshause von jeher vorgestanden haben. Doch sind darunter nur ohngefähr 8 Urstücke, die übrigen waren vom Zahn der

Zeit beinahe gefressen: Ein Maler sollte sie kopiren; aber er machte neue Porträte, und nahm die Gesichter dazu, wie mir ein Mönch versicherte, von den Bauern auf dem Markte.'

Neben dem Refektorium lag die Küche.

5. Dormitorium (Schlafsaal). Das Dormitorium lag meist über dem Kapitelsaal oder über dem östlichen Flügel des Kreuzganges. In Heisterbach führte aus dem rechten Querschiff eine Tür zum Dormitorium. (Vgl. Boisserée, Denkmale, Tafel 39.) Die Cisterzienser hatten ursprünglich gemeinschaftliche Schlafsäle. Bebenhausen u. A. hatten im 16. Jahrhundert jedoch eigene Zellen. Im gemeinschaftlichen Schlafsaale hatten die Betten keine Vorhänge. Der Cisterzienser schlief bekleidet, um stets zum Chordienst gerüstet zu sein. Dass man in Heisterbach von der Vorschrift des gemeinschaftlichen Schlafsaales auch abgekommen war, beweist wiederum die mehrgenannte Rheinreise vom Jahre 1784. ‚Abends gegen ½7 Uhr muss schon jeder auf seinem Zimmer sein, und keiner darf den andern nach dieser Stunde sehen: Morgens um 3 Uhr geht es schon zum Gottesdienst.' Wie allenthalben so war auch in Heisterbach die Regel in den letzten Jahrhunderten laxer gehandhabt worden. Die Versuche des Abtes Hartmann vom Jahre 1707, eine strengere Observanz einzuführen, scheiterten an dem Widerstande der Mönche.

6. Archiv. Es diente zum Aufbewahren der Urkunden. Das Archiv, auf welches stets grosser Wert gelegt wurde, war meist gewölbt. Auch Heisterbach hat auf seine Urkunden stets grossen Wert gelegt. Im 16. Jahrhundert haben die Urkundensammlungen in den Truchsessischen Wirren arg gelitten, trotzdem die Abtei die wertvollsten Bestände nach Bonn transportieren liess. Wiederholt, im 16. und 18. Jahrhundert, hat die Abtei ihre Urkunden ordnen und repertorisieren lassen.

7. Bibliothek (Armarium) bildete den grössten Schatz eines Klosters. Der Schlüssel befand sich im Besitz des Abtes. In der Mitte der Bibliothek zu Heisterbach befand sich der Hausaltar des Abtes, wo derselbe die Messe zu lesen pflegte.

8. Novizenhaus.

9. Krankenhaus (Infirmatorium) für kranke und altersschwache Mönche mit Kapelle und Badestube. Seit 1253 bestand

bei Heisterbach ein Hospital, welches von der Gräfin Mechtild von Sayn für dreizehn Arme gestiftet worden war.

10. Prälatur, Wohnung des Abtes.

11. Gasthaus (Hospitium) mit eigener Küche zur Aufnahme und Beherbergung der Fremden.

12. Oekonomiegebäude mit Backstuben, Brauereien und allen für die Bedürfnisse des Klosters erforderlichen wirtschaftlichen etc. Einrichtungen.

1344.

Heinrich von Löwenburg, der gegen Anfang des Jahres stirbt, wird in Heisterbach begraben.

Müller, Siegburg und der Siegkreis I. Seite 353. (Hier ist jedoch 1341 als Sterbejahr angegeben.) Annalen 25 (Köln 1873) Seite 278 haben ebenfalls 1341. Wie in Annalen 37. Seite 193 ausgeführt wird, ist 1344 das Todesjahr Heinrichs.

Ein anfangs der fünfziger Jahre in den Gartenanlagen zu Heisterbach aufgefundener Grabstein, 8½ Fuss lang und 4 Fuss breit, vielleicht des Heinrich von Löwenburg († 1341) und der Agnes von Kuik dient jetzt (1873) als Tischplatte. Leider ist von der gotischen Randschrift bis auf den Namen ‚agnes' nichts mehr zu unterscheiden. Der Grabstein zeigt das Bild eines Ritters und seiner Gemahlin, ersteren mit einem (geschachten) Wappenschild. Kaufmann, Caesarius von Heisterbach, 2. Auflage, Seite 11 scheint diesen Grabstein auf die Gräfin Agnes von Sain († 1200) zu beziehen, hiergegen spricht aber das Wappen und die gotische Schrift. (Vgl. Annalen 25, Köln 1873, Seite 278.)

Der neuerdings in dem Chorumgang zu Heisterbach aufgestellte, früher als Tisch dienende Grabstein ist höchst wahrscheinlich derjenige Heinrichs I. von Löwenburg und seiner Gemahlin Agnes. Von der Inschrift ist nur noch der letztere Name zu lesen. Vgl. Annalen 38. Seite 117.

Um 1450.

Entstehung des Heisterbacher Altares. Die zu diesem Altare gehörigen Stücke sind jetzt zerstreut und zum Teil in beschädigtem Zustande vorhanden. Nach der Vermutung Moslers war dieser Altar doppelflügelig. Die Aussenflügel zeigten einerseitt die hl. Ursula mit ihren Gefährtinnen und anderseits den hl. Gereon mit seinen Gesellen. Der erst-

genannte Flügel befindet sich, stark restauriert, im Museum Wallraf-Richartz zu Köln (Nr. 64) und der zweite Flügel im Germanischen Museum zu Nürnberg (Nr. 15). Bei der ersten Oeffnung sah man auf vier grossen Tafeln, jede in vier Abteilungen, 16 Darstellungen aus dem Leben Christi und Mariä. Acht Teile hiervon befinden sich in der Pinakothek zu München (Nr. 11—18), wohin dieselben aus den Sammlungen Boisserées durch Kauf gekommen sind. Boisserée hat diese Tafeln in seinem Werke: ‚Denkmale der Baukunst' durch Lithographie veröffentlicht. Zwei Teile, die Geisselung und Grablegung, befinden sich zu Köln im Museum Wallraf-Richartz (Nr. 53 und 54). Vier Passionsszenen sodann sind in der Gallerie zu Augsburg (ohne Nummern).

Auf den inneren Flügelseiten befanden sich Apostel- und Heiligenfiguren in gemalten, goldenen Tabernakeln. Dieselben befinden sich jetzt in der Pinakothek in München (Nr. 9 und 10). Bei der zweiten Oeffnung zeigte sich das Innere mit einem grossen Mittelbilde, das vermutlich Christus und Maria darstellte, nun aber verloren gegangen ist.

Diese Gemälde wurden von Merlo (Kunst und Künstler in Köln, 1. Auflage, Köln 1850, Seite 439) dem Meister Stephan, dem Maler des Dombildes, zugeschrieben. Die zweite Auflage dieses Werkes (herausgegeben von Keussen und Firmenich-Richartz, Düsseldorf 1895, Seite 852) hat diese Annahme aufgegeben und die Gemälde, weil sie eine fremde Hand zeigen, einem Nachfolger des Meisters zugeschrieben. Die Beziehungen Meister Stephans bezw. seiner Schüler zu Heisterbach sind nicht bekannt. ‚Ob Lochners Kunst in Köln selbst Ursprung und Quelle hat, ob etwa das oberrheinische Land, aus dem der Meister nachweislich stammte, damals einen Einschlag dem Gewebe der Kölnischen Kunst bot, auch ob die gerade zu dieser Zeit sich kraftvoll hebende niederländische Malerei ihm Muster und Schulung war, all das steht dahin', sagt Dr. M. Friedländer in seinem Aufsatze ‚Die Kölnische Malerschule'.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass diese Gemälde für den Hochaltar zu Heisterbach bestimmt waren. Wie die Reihe der Aebte zeigt, war um diese Zeit Heinrich von Köln Abt in Heisterbach. Es mag sein, dass derselbe, unter dem Eindruck der grossartigen Kunstrichtung des Dombildmalers,

auch seiner Abteikirche die Kunst des grossen Meisters zuführen wollte. Merkwürdig ist, dass die Mahlerische Reise am Niederrhein vom Jahre 1784 für den Hochaltar den einfachen Satz hat: ‚Der Hochaltar ist prächtig' und zufügt: ‚Das merkwürdigste in der Kirche ist ein Gemälde der Kreuzigung Petri und eine Geburt Christi.' Hiernach möchte man annehmen, dass die Gemälde damals nicht mehr in der Kirche gewesen wären. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde das Pflaster der Kirche erneuert. Es scheint, dass bei dieser Gelegenheit auch der Hochaltar, der neuen Zeitrichtung entsprechend, umgemodelt wurde.

Abbildungen der Gemälde finden sich bei Boisserée, Denkmale der Baukunst; Merlo, Kunst und Künstler in Köln, 2. Auflage; Photographien von A. Schmitz in Köln.

Das fränkische Gräberfeld zu Elsdorf.

Von F. W. Noll.

Seit meinem letzten (vorigjährigen) Berichte wurden bei den Ausgrabungen noch folgende Gegenstände gefunden:

Eine grosse Bronzeschüssel, dünn und flach, nach Art unserer Waschschüsseln, in Bruchstücken, wie solche römischer Herkunft sich im Provinzialmuseum zu Bonn finden. Zwei Zierscheiben aus Bronze, die eine mit einem verschlungenen Band-, die andere mit Delphinmotiv-Ornament; an der letzteren befinden sich am Rande unten abhängend zwei Bronzebänder, die in ihrer Endrundung je ein ebenso breites Holzstückchen tragen, welches grün gefärbt ist. In vier verzierte Bronzebänder ist kreuzweise die Hälfte eines Spielsteines, nach Art der sonst häufig sich vorfindenden Thonperlen, eingefasst. Derselbe ist aus mattblauem Glase mit hellblauen geschweiften Strichverzierungen. Vielleicht ist sie als Andenken und Anhängsel im Gürtel getragen worden.

Ein Bronzering in der Grösse eines Fingerringes, grössere Ringe aus Eisen, eine Lanze nach Art der früher beschriebenen, 42 Centimeter lang, 5 Centimeter breit, mit Eisenschaftstück, eine andere 33 Centimeter lang, $3\frac{1}{2}$ Centimeter breit, kleinere schmale Lanzetten, 30 Centimeter lang, wohl als Speereisen anzusehen, auch die Spatha und die Scramasax, Kurz- und

Langschwert fanden sich noch in mehreren Exemplaren, sowie ein grosses, 40 Centimeter langes einschneidiges Messer mit abgebrochener Spitze und Eisengriff, 500 Gramm schwer. Es wurde ferner noch gefunden eine achteckige Brosche oder Vorstecknadel. Die flache Platte aus Bronze hat auf der Rückseite die Nadel getragen. Auf der Vorderseite war auf sie mit acht feinen Nieten eine dünne Goldplatte befestigt mit reichen Filigranverzierungen, zu zwei Drittel noch gut erhalten. Sie ist mit runden und viereckigen Steinen, anscheinend Glasflüssen, verziert, die erhaben in Gold gefasst sind, in der Mitte ein grosser Stein, von dem sich nur noch eine weissliche Masse in der runden Einfassung zeigt. Die runden Steine in kreisförmigen Feldern sind blau und drei derselben gut erhalten, die viereckigen sind nicht mehr vorhanden.

Verschiedene Thontöpfe und Bruchstücke von solchen hell und dunkel gebrannt fanden sich noch in Gräbern, einige Formen an römische erinnernd. Die Bruchstücke nur eines starken Hornkammes wurden aufgefunden, der aus mehreren Teilen zusammengesetzt war, die mit Bronzenieten an zwei Längsleisten festgehalten wurden.

Als Merkwürdigkeit bleibt ein gefundener Schädel zu erwähnen, in dessen Decke oben rechts von hinten wenig schräg ein Messer, wie solche sich im Gürtel von Männern und Frauen fanden, bis an das Heft eingetrieben war. Der Hinterteil des Kopfes ist nicht erhalten. Das Messer steckt ungefähr 6 Centimeter tief, und die Spitze steht hinter und unter der rechten Augenhöhle. Der Schädel wurde sorgsam aufgehoben und alles in natürlicher Lage aufbewahrt Er trug eine Halskette aus kleinen bunten Thonperlen.

Es scheint, dass der Begräbnisplatz nunmehr vollständig ausgegraben ist; möglich wäre, dass er sich noch an der Ostseite etwas weiter fortsetzte. Der bis jetzt ausgegrabene Platz hat eine Länge von ca. 60 und eine Breite von 30 Meter.

Kleine Mitteilungen.

Ein Wegkreuz in Düren. Am Kölnplatz zu Düren, da wo die Chaussee nach Binsfeld von der nach Girbelsrath sich abzweigt, erhebt sich eine lebensgrosse, recht gut ge-

arbeitete Kreuzgruppe — der Kruzifixus zwischen Maria und Josef. Auf der Vorderseite des breiten, altarartigen Postaments ist ein Wappen mit folgender Unterschrift angebracht:

IOANNES . MATTHÆUS . ET . IOANE
PETRVS . DE . BOÜMAN . MARCODVRAI
ILLVSTRISSIMI . ET . EMINENTISSIMI
ORDINIS . MELITENSIS . COMENDATORES
D . DNI . IN . LOEVENICH et ZURWEIDE
POSUERUNT AO 1730

Das Wappen zeigt im 1. und 4. Quartier eines gevierten Schilde das bis zum Rande gehende Kreuz des Johanniterordens, im 2. zwei übereinandergeschrägte unter einem Balken durchgezogene Pfeile, zwischen deren Spitzen im Schildeshaupt ein Stern steht, im 3. Quartier eine Rose über einem Balken. Der von einer kleinen dreiblätterigen Krone bedeckte Schild ruht auf einem achtspitzigen Johanniterkreuz (Zeichen der Komthurwürde); darüber ein Bischofshut. Näheres über die Johanniterordens-Komthure Johann Matthäus und Johann Peter von Baumann aus Düren ist mir nicht bekannt. *H.*

Fragen.

Nr. 37. In Eicherscheidt bei Münstereifel fand ich den Ausdruck ‚Uhze', gleichbedeutend mit Ueberreste. ‚Mach keen Uhze', sagt die Mutter zum Kinde, welches nicht alles aufessen will. Das Wort mag aber auch ‚Uhrze' heissen; wenigstens schien mir ein leises r mitzuklingen. Wie ist das Wort zu erklären? *H.*

Nr. 38. In dem Buche von Ernst Weyden: ‚Köln am Rhein vor fünfzig Jahren. Köln 1862. Seite 191' lesen wir: ‚Der Kleriker, welcher den Eid abnahm, erhielt für seine Mühewaltung ein talentum piperis oder den Preis von einem Pfund, quod dicitur hellesmoich. Das Wort hellesmoich weiss ich nicht etymologisch zu erklären.' Da keines der mir zugänglichen zahlreichen Wörterbücher über das seltsame Wort Auskunft erteilt, so habe ich mir — was Kundigere verzeihen mögen — eine Art von Deutung zurechtgelegt. Es soll das aber nur ein ganz schwacher Versuch zu einer bescheidenen

Vermutung sein. Kann man den Ausdruck in die beiden Bestandteile ‚helle' = Hölle und ‚smoich' zerlegen? Ist dieses ‚smoich' mit holl. ‚Smook' der Rauch und ‚smoken' Tabak rauchen verwandt? Dann würde er soviel heissen, wie ‚Höllenrauch', und da die Sprache in bekannter Metonymie die Wirkung statt der Ursache setzt, soviel wie ‚Höllenkraut', und dieses wäre dann eine ‚Antonomasie' statt Tabak, der in damaliger Zeit sehr teuer gewesen sein mag. Ich bitte die verehrten Amtsgenossen um gefällige Aeusserung hierüber bezw. um Deutung des seltsamen Wortes.

Brühl bei Köln. *H. Boll.*

Antworten.

Zur Frage Nr. 34.

də mül šwädə heisst wirklich den Mund prügeln; *šwädə* hd. schwarten auf die Schwarte klopfen, prügeln, sieh Grimm DWb. Die Phonetik beweist, dass der Ausdruck zutreffend ist; denn bei der Lautbildung prügelt die Zunge beständig den Mund. Bald schlägt die Zungenspitze an die oberen Zähne oder Zahnhüllen, bald an den harten Gaumen; bald hebt sich der Rand der Zunge an die oberen Zahnhüllen, bald die hintere Zunge an den weichen Gaumen. Auch das Zäpfchen nimmt an dieser Prügelei teil. So oft die Nasenhöhle keinen teil an der Lautbildung haben soll, was in den weitaus meisten Fällen eintrifft, drückt es sich an den Schlundschnürer, einen etwas vorstehenden Teil der Rachenwand, und beim Zäpfchen-r trommelt es förmlich auf dem blinden Loch der hinteren Zunge, grade wie beim Zungen-r die Zungenspitze auf den oberen Zahnhüllen trommelt. Auch der hochdeutschen Sprache ist die Anschauung nicht fremd; denn einen Schwätzer nennt sie einen Zungendrescher, und bei leerem Gerede spricht man von Zungendrescherei.

Bonn. *Münch.*

Alle Beiträge bitte an P. Hanstein, Verlag in Bonn, zu senden.

Redaktion: **Constantin Koenen** und **Prof. Dr. Felix Hauptmann.**
Verlag von **P. Hanstein** in Bonn.

HAUPTMANN'SCHE BUCHDRUCKEREI IN BONN.